

Das Lehrerdasein

Scharfenberg

Gedanken über meine künftige Wirksamkeit nach dem Ende des Krieges gingen mir in der Kriegsgefangenschaft schon frühzeitig durch den Kopf. Selbstverständlich knüpften sie an die beruflichen Voraussetzungen an, die ich noch hatte schaffen können, bevor meine Verhaftung im September 1942, Verurteilung, Straflager und Bewährungsbataillon ihnen einen Riegel vorschoben. Meine Zukunftsgedanken gingen also von meinem mit dem Staatsexamen abgeschlossenen Studium aus, das mich für den Lehrerberuf an höheren Schulen qualifizierte. Eine quälende Unsicherheit ergab sich jedoch aus dem blanken Nichtwissen über die Zustände zu Hause und in Deutschland überhaupt. Über ein Jahr dauerte es, bis mich Fridels Suchkarte am 17.1.1946 als erstes Lebenszeichen erreichte. Erstaunlicherweise erhielten meine Eltern den ersten Kriegsgefangenenbrief von mir, am 18.12.1944 datiert, noch vor dem offiziellen Kriegsende, nämlich am 4.4.1945; diese Nachricht verkürzte auf glückliche Weise die Ungewißheit, in der sie mit der Vermisstenmitteilung durch die Kompanie seit Ende Oktober 1944 gelebt hatten. Aber ich selbst erfuhr von alledem nichts.

Die zufällige Begegnung Ende 1945 mit einer Basler Zeitung, die in einem Artikel über unseren Widerstand sehr viel Falsches, aber auch manches Richtige - so Adolf Grimmes Beteiligung daran - mitteilte, veranlaßte mich, die Spur meines Leidensgenossen zu verfolgen. Nach dem Zeitungsartikel vermutete ich Grimme in Hamburg. Am 8.1.1946 ließ ich einfach ohne Anschrift eine Postkarte an den "Erziehungsminister a.D." dorthin abgehen. Ein intelligenter Hamburger Postler fragte bei der Schulverwaltung nach, die dann die Karte nach Hannover weiterleitete. Bereits am 13.2.1946 meldete sich Grimme von dort, Hohenzollernstraße 53. Allerdings vergingen noch drei Monate, ehe mich seine Antwort erreichte. Sie lautete:

→ "Lieber Heinrich Scheel! Was ist das schön, daß ich endlich wieder von Dir höre. Die ganze Zeit habe ich schon gedacht, ich müßte endlich mal ein Lebenszeichen von Dir erhalten; denn daß Du noch leben würdest, hatte ich im Gefühl. Leider ist es mir nicht möglich, Deine Lieben in

Berlin zu benachrichtigen, da meine Frau, die z.Zt. zu Besuch bei mir ist, nicht weiß, wohin sie nach der Ausbombung gezogen sind. Deine Frau und Dein Vater sind einmal bei ihr gewesen, und sie hat mir viel von ihnen erzählt. Sie fährt in den nächsten Tagen nach Berlin zurück und wird sich dann sehr danach umsehen, ob sie nicht doch eine Spur von ihnen entdeckt. Auf alle Fälle weißt Du nun, wo ich sitze, und ich hoffe sehr, daß Du nach Deiner Entlassung Dich gleich bei mir meldest, damit wir gemeinsam überlegen, wo Deine Kraft eingesetzt werden kann. Ich habe Dir damals schon durch unseren Thisbe-Spalt gesagt, daß ich finde, Du besitzt ein ausgesprochen pädagogisches Geschick, und Menschen wie Du mit der Breite ihrer Vorbildung und ihrer inneren Aufgeschlossenheit sind für die Jugend so dringend nötig. Irgendwo im Erziehungssektor wird und muß Platz für Dich sein. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Dir, in welcher Form es nun auch sei. Und nun halte den Schluß noch gut durch und laß Dich in alter Kameradschaft herzlichst grüßen von Deinem A.Grimme."

Seit dem Februar 1946 verbesserte sich die wechselseitige Korrespondenz spürbar. Von Fridel erfuhr ich, daß Maria Grimme ihr Versprechen wahrgemacht und die Verbindung mit meinen Angehörigen aufgenommen hatte. Ihre Mitteilung, daß ihr Mann mich sehr gern bei sich haben und mit mir arbeiten würde, enthielt jedoch für Fridel einen Wermutstropfen: "Aber es müßte dann in Hamover sein." Alles in ihr sträubte sich gegen diesen Ortswechsel. In Berlin hatte man eine Wohnung, die Eltern, Schwiegereltern, Verwandte und viele gute Freunde, die immer häufiger als Rückkehrer eintrafen: "Für uns würde es ein weiteres Getrenntleben bedeuten, denn in Deutschland gibt es Zonengrenzen, die sich in der Praxis bald wie Ländergrenzen auswirken." Ein langer Brief meines alten Mathematiklehrers Walter Ackermann, der an der Pädagogischen Hochschule in Göttingen eine Rolle spielte, riet mir ähnlich wie Grimme, zu ihm zu kommen. Meine Reaktion formulierte ich in einem Brief vom 27.7.1946 nach Hause: "Nun, ich will natürlich in erster Linie nach Berlin und zunächst einmal dort Umschau halten. Da ich über die Verhältnisse in Deutschland so wenig weiß, kann ich auch keine Entschlüsse fassen." In diesem Sinne muß ich auch Grimme geantwortet haben, denn in einem Brief vom 30.7.1946 versprach er zu versuchen, "in Berlin für mich vorzuarbeiten".

Nach meinem Eintreffen am 21.9.1946 und der Legalisierung meines Berlin-Aufenthalts, ohne die es für mich keine Lebensmittelkarten gegeben hätte, schaute ich mich nach geeigneter Beschäftigung um. Mein er-

ster Weg führte mich - Grimmes Rat folgend - zu Heinrich Deiters. Grimme hatte ihn in der Zeit, da er noch preußischer Kultusminister war, als Mitarbeiter schätzen gelernt. Deiters leitete jetzt das Referat für Lehrerbildung in der Schulabteilung der Zentralverwaltung für Volksbildung. Er hielt natürlich gar nichts von irgendeinem Einsatz in Hannover oder auch in Göttingen, weil sein Eigenbedarf hier in Berlin um kein Jota geringer war als der von Grimme oder Ackermann. Seine Vorschläge hatten ganz gewiß Hand und Fuß, aber sie trafen mich total unvorbereitet. Ich schreckte vor jeder Tätigkeit im Apparat zurück, weil meines Erachtens für die Übernahme einer administrativen Verantwortung Erfahrungen aus der praktischen Schularbeit unabdingbar waren. Das wäre mir bei Grimme und Ackermann nicht anders ergangen. Der Schulbetrieb aus der Sicht des Lehrers war mir noch total unbekannt; und die zweifellos gravierenden spezifischen Bedingungen eines solchen Betriebs unter den Kriegsfolgen verlangten noch kategorischer nach praktischen Erfahrungen. Ich drängte mit aller Gewalt zu einer konkreten Lehrtätigkeit. Mein Kompromißangebot war ebenso ehrlich gemeint wie unangemessen und zeugte nur von meiner totalen Verwirrung: Ich wäre bereit, während meiner praktischen Tätigkeit als Lehrer einige halbe Tage in der Woche ehrenamtlich in seinem Bereich irgendwelche Aufgaben zu lösen. Natürlich konnte der gute Deiters mit solchem Angebot nicht viel anfangen. Ich glaube, daß ich nach der Beendigung unseres Gesprächs bei ihm keinen guten, sondern höchstens einen merkwürdigen Eindruck hinterlassen hatte. Ich vermied von Stund an jede weitere Berührung mit der Administration und marschierte stracks auf Wilhelm Blume zu, meinen alten "Chef", den Gründer der Schulfarm Insel Scharfenberg und Direktor der Humboldtschule in Berlin-Tegel, wo ich mein Abiturium gemacht hatte, - einen Vollblutpädagogen.

Blume hatte zu keiner Zeit der Nazipartei angehört, so daß er auch unter den Bedingungen der sowjetischen Besatzung seine Schularbeit fast nahtlos fortsetzen konnte. Schon am 17.5.1945 beauftragte ihn der Bezirksbürgermeister von Reinickendorf mit der kommissarischen Leitung der Humboldtschule; darüber hinaus verpflichtete er ihn, "auch die Schulfarm Scharfenberg wieder instand zu setzen". Eine amtliche Bescheinigung vom 24. Mai bevollmächtigte ihn, das der Schulfarm gehörende Inventar sicherzustellen und alle Vorarbeiten zur Wiedereröffnung der Schulfarm durchzuführen; die Ortsbürgermeister in Tegel und Tegelort wurden ebenso zur Unterstützung Blumes aufgefordert wie die ent-

sprechenden russischen Dienststellen. Noch vorhandene handschriftlich ausgefertigte Vollmachten sowjetischer Offiziere vom 2. Juni bestätigen den Erfolg dieser Bitte. Am 4.8.1945 meldete Blume seiner Behörde, daß noch in diesem Monat der Unterricht aufgenommen werden könnte, wenn der geeignete Mann für die Leitung der Schulfarm gefunden würde: "Er muß lieber jung als alt, frisch sein und für **Gesamtunterricht** eingenommen, ein Mann, der in seinem Beruf aufgeht; mit einer Aufbauklasse **zusammenzuleben** muß ihm Lust und nicht Last sein; er soll mit Familie, wenn er solche hat, auf der Insel leben, eine schöne Wohnung ist vorhanden. Solche Naturen sind nicht dicht gesät; für Hinweise auf solche wäre ich dankbar; aber es muß bald, **recht bald** sein; wir wollen in diesem Monat noch anfangen. Ich nehme auch zwei, wenn wir sie finden; die neben dem Gesamtunterricht stehenden Fächer wie Sprachen und Mathematik kann ich gut besetzen; aber die ausgesprochenen **pädagogischen** Kräfte fehlen, da meine Leute noch nicht heimgekehrt oder gefallen sind." Noch im gleichen Monat feierte die Schulfarm mit 70 Volksschülern ihre fröhliche Auferstehung.

Wie Blume unter den gegebenen Bedingungen die ihm übertragene Aufgabe meisterte, verdient höchste Anerkennung; und doch äußerte sich darin nur ein Bruchteil des pädagogischen Elans, den er in sich trug und der ihn ganz und gar erfüllte. An dieser Stelle ist auf einen Brief zu verweisen, den Blume zwei Monate später - am 29.10.1945 - an Paul Wandel schrieb, der der Zentralverwaltung für Volksbildung vorstand, einem Beratungsorgan der Sowjetischen Militär-Administration in Deutschland, das im Sommer 1945 geschaffen worden war. Wandel hatte über die Schulreform referiert und sie in eine Parallele zur Bodenreform gesetzt, was Blume zu der kühnen Aussage veranlaßte: "Ich halte mich für verpflichtet und in einem gewissen Sinne beinah für berechtigt, an eine noch engere Zusammengehörigkeit der beiden Bewegungen zu erinnern." Schon nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich Blume mit dem Vorschlag an das Kultusministerium unter Konrad Hänisch gewandt, zur Ausbreitung der Schulfarmidee Schlösser mit Landareal zu beschlagnahmen. Die Antwort des Ministeriums - datum 21. 3.1919 - lautete, daß über die in Aussicht genommenen Schlösser für Versuchsschulen noch nichts gesagt werden könne, da sich das Schicksal der Regierung "in diesen Tagen" erst entscheide. "Jene sprichwörtliche Zaghafigkeit zu überwinden", erwiebsich nach Blume als unmöglich.

Blumes Traum nach dem Zweiten Weltkrieg: "Heute bieten sich solche Gelegenheiten noch ungesuchter und zahlreicher; denn wahrscheinlich

stehen Restgüthen, bestimmt aber leer gewordene geräumige Gutshäuser inmitten großer Gartenanlagen zur Verfügung - die beste und einfachste Möglichkeit, Schulgemeinschaften im Sinne Scharfenbergs einzurichten, das heißt: Arbeit des Geistes organisch mit der Hand zu verbinden, städtische Jugend aus dem Milieu der Trümmer und Ansteckungsherde in eine Umgebung zu bringen, die Geist und Körper gesunden läßt, sie mehr als sonst möglich den Infektionen des früheren Regimes zu entziehen, bei richtiger freierer Lehrerauswahl in kleinen Kollegien Keimzellen für das Heranbilden eines neuen Lehrerstandes zu schaffen, die uns so bitter und so eilig nottun. Statt der Schulungskurse nach nationalsozialistischem Vorbild würden hier das Zusammenleben in wirklichen Schulgemeinschaften, das ungeschminkte Zusammensein mit der Jugend, das Untertauchen in all die Schönheiten und Schwierigkeiten solcher pädagogischer Provinzen wirklich überzeugte und in der Pionierarbeit erprobte Erzieher schaffen, die nach meinen Erfahrungen in der Junglehrerausbildung im früheren Scharfenberg sogar in den üblichen Pennen die Jugend für sich gewinnen, die unvermeidliche Schulverdrossenheit der Oberschüler vertreiben und die bisher neutralen Teile der Kollegien durch Erfolg und Beispiel revolutionieren können. Außerdem können die Söhne der Bodenreformteilhaber den Unterricht dieser Schulfarmen als Externe mitmachen und diese selbst kleine Kulturzentren für ihre Eltern werden."

Diese kühne Vision schloß Blume mit zwei grundsätzlichen Bemerkungen ab: "Auf die Sonderheit der Schulfarmform hinzuweisen, wäre das eine: Sie ist kein Landerziehungsheim im Lietz-Wynekenschen Sinne; denn sie sucht ihre Schüler bewußt in den armen und ärmsten Schichten; sie ist keine Fürstenschule im Sinne Schulpfortas, die sich von dem Ernteanfall des Dominiums erhalten lassen. Ihre Insassen sollen das, was zu ihrer Ernährung gehört, nicht passiv hinnehmen, sei es aus den hohen Zuschüssen der Eltern, sei es aus dem, was der Administrator ihnen schickt, sondern es sich selbst erarbeiten, woraus sich neben einem neuen Ethos der Arbeit ein stipendienfreies Selbstbewußtsein entwickelt und gleichzeitig akademischer Bildungshochmut, intellektuelle Abkapselung vermieden wird."

Die andere Bemerkung drängte mit Allgewalt zur Tat: "Die einstige Schulfarm ist entstanden im Kampf mit einem reaktionären Stadtschulkollegium als *secessio plebis in insulam*; die Stadtverordneten haben sich erst zu interessieren begonnen, als die Farm schon blühte und von sich reden gemacht hatte. Zum zweiten Mal kann so viel Zeit und Kraft auf

äußere Schwierigkeiten nicht verwandt werden; dann wäre der beste Moment zur fortreizenden Weiterwirkung verpaßt; dann könnte sie erst nach Jahren den stabilen Stand erreichen, der Junglehrer anziehen und sie zu Sendlingen für Tochtergründungen **weiter draußen im Land** auszubilden vermöchte! Daran hängt zum Teil also auch das Sichfinden von **Boden- und Schulreform.**"

Als ich ein Jahr später - im Oktober 1946 - Blume in seiner Humboldtschule aufsuchte, um mit ihm über meinen sinnvollen Einsatz als Lehrer zu sprechen, traf ich auf einen Mann, der nach unserer letzten Begegnung vor rund einem Jahrzehnt zwar sichtlich älter geworden war, aber noch genauso besessen, ideenreich und wendig seiner Berufung als Pädagoge entsprach. An der Humboldtschule hatte er ein stabiles Lehrerkollegium zustande gebracht, das einen guten Teil des Bedarfs mit abdecken konnte, den Scharfenberg immer noch anmelden mußte. Er nahm mich mit offenen Armen auf. Vom Schulamt des Bezirks Reinickendorf wurde ich am 23.10.1946 - vorbehaltlich der Genehmigung durch das Hauptschulamt und des jederzeitigen Widerrufs durch die Stadtverwaltung - als Hilfslehrer an der Humboldtschule in Berlin-Tegel eingewiesen. Mein Staatsexamen bestätigte meine fachlichen Kompetenzen, aber als Pädagoge war ich ein blutiger Anfänger, der sich noch zu bewähren hatte, so daß ich den Hilfslehrer ohne jeden Vorbehalt akzeptierte. Unter und neben Blume an der praktischen Umsetzung seiner weit ausgreifenden Vorstellungen mitzuwirken, erschien mir das Optimum aller bislang gebotenen Möglichkeiten. In dem gehobenen Gefühl, das sich aus der Übereinstimmung von Wunsch und Wirklichkeit im Beruflichen ergab, traf ich damals auch die politische Entscheidung, die von mir in Jahren ersehnte und praktizierte Zusammenführung aller sozialistischen Kräfte in einer gemeinsamen Partei mitzutragen: Am 31.10.1946 wurde ich Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Es war dies ein sehr persönlicher Beschluß, den ich für mich faßte, ohne ihn zu plakatieren, aber auch ohne ihn zu verschweigen, wenn es darauf ankam. Mit Blume habe ich darüber nicht gesprochen; er hätte sich bei meiner Vergangenheit höchstens gewundert, wenn ich diesen Weg nicht gegangen wäre. Er selbst hat am 28.11.1946 dem Berliner Landesvorstand der SED brieflich bekannt: "Nicht mit allen Zielen der SED bin ich einverstanden. Aber bei den kommenden Wahlen muß jeder, dem daran liegt, daß die Reaktion nicht wieder den kulturellen und menschheitlichen Fortschritt hintertreibt, sich für die SED einsetzen; die anderen antifaschistischen Parteien werden

ohne weiteres u. vielleicht auch gegen ihren Willen von der Reaktion als Vorspann benutzt!"

Meine allgemeine pädagogische Ausbildung erhielt ich im Seminar Blumes, der sich jedoch schon im Dezember 1946 durch meinen anderen einstigen Lehrer Dr. Wilhelm Richter ablösen ließ, um die Berufung zum Direktor der neugegründeten Pädagogischen Hochschule von Groß-Berlin übernehmen zu können. Da die Besatzungsmächte in ihren Stadtsektoren den Unterricht in Geschichte und Geographie noch nicht freigegeben hatten und meine Anleitung für den Englischunterricht sich auf wenige Hospitationen bei einem Kollegen beschränkte, erlebte ich eine regelrechte Betreuung einzig im Deutschunterricht. Ich gehörte zu den vier Anfängern, die der Tutorin Dr. Hildegard Arnold zugeordnet waren, die eine ausgezeichnete Arbeit leistete und später von Blume auch als Dozentin an seine Hochschule geholt wurde. Parallel mit meinen Stunden in der Humboldtschule liefen von Anfang an wöchentlich sechs Gegenwartskundestunden auf Scharfenberg. Die Frage des Leiters der Schulfarm war damals wieder offen, da den ersten eine schwere Krankheit plötzlich aus dem Rennen geworfen hatte und seine Stellvertreterin Hildegard Arnold nicht auf der Insel wohnte. Am 20.1.1947 übernahm ich den gesamten Deutschunterricht auf Scharfenberg, so daß ich meine Lehrtätigkeit an der Humboldtschule einstellen mußte, obwohl ich nach wie vor ihrem Kollegium zugerechnet wurde. Im Frühjahr 1947 begann ich, meine Zelte mit Frau und sechsjähriger Tochter auf der Insel aufzuschlagen. Wir bezogen zunächst die zwei Wohnräume im ersten Stock des Neubaus, die in meiner Schulzeit der Lateinlehrer Dr. Radvann bewohnt hatte. Für ihn als Junggesellen genügten das unbeheizbare Schlafzimmer und der mit einem Kachelofen versehene Arbeitsraum, denn für sein leibliches Wohl sorgte die Küche mit ihrer Gemeinschaftsverpflegung. Wir aber waren zu dritt und mußten neben dem Ofen einen transportablen Herd aufstellen, auf dem wir unsere Mahlzeiten zubereiteten, so daß aus diesem Raum eine Wohnküche wurde. Ein eigenes Arbeitszimmer erhielt ich erst sehr viel später, als die gegenüberliegende Unterkunft von gleicher Größe meinem Wohnbereich zugeschlagen wurde. Hier hatte einst der Nazi Felix Scholz residiert, an den einige wenige Restbestände seiner Privatbibliothek erinnerten.

Die Lebensbedingungen auf der Insel waren damals hart. Es fehlte - wie anderswo auch - nahezu an allem. Das Kardinalproblem bestand darin, die heranwachsenden Mädchen und Jungen satt zu bekommen, was mit den

ihnen zustehenden Lebensmittelmarken allein nicht zu schaffen war. Die Äcker konnten noch nicht bestellt werden, denn es fehlte an Ackergerät und Saatgut. Besser sah es mit der Gartenwirtschaft aus, wo notfalls auch mit bloßen Händen gearbeitet werden konnte, wenn beispielsweise Kartoffeln zu legen oder Unkraut zu bekämpfen waren. Die Gartenerträge halfen durchaus, und dennoch habe ich Mädchen und Jungen immer wieder einmal mit Körben hinausschicken müssen, um Melde einzusammeln, die von der Küche als Spinatersatz verarbeitet wurde. Zur Ernte stellten sich damals naturgemäß auch Diebe ein, die nachts mit Booten anlandeten und es vor allem auf unsere Kartoffeln abgesehen hatten. Eine mir vorliegende Aktennotiz erinnert mich daran, daß ich einmal bei der Abteilung Wirtschaft des Hauptschulamts telefonisch die Erlaubnis erwirkte, Kohlrüben für 110,- Mark pro Zentner einzukaufen, wenn die Rechnung die Herkunft des Gemüses "aus freien Spitzen" bestätigte, die über dem Ablieferungssoll lagen. Ganz allmählich nur füllte sich der Stall: Eine kleine Ziegenherde, angeführt von einem stinkenden Bock, wurde regelmäßig ausgetrieben; eine Schar Gänse fand hier ihr Domizil und suchte sich hinter der Scheune ihr Futter; zwei, drei Kühe wuchsen heran; die Schweinezucht litt unter Futtermangel, so daß wir einmal vier Ziegen gegen Futtermittel eintauschen mußten. Einen schweren Rückschlag erlitten wir durch eine Diebesbande, die sich trotz Alarmanlage gewaltsam Zugang zu den Ställen verschaffte, sämtlichen Gänsen die Hälse durchschnitt und nur deren Köpfe zurückließ, vor allem aber eine Sterke hinausführte und sie an der Nordspitze der Insel fachgerecht schlachtete; uns blieben nur die Kaldaunen und das nicht zu lösende Rätsel, warum kein Alarm ausgelöst worden war.

Nicht nur der Hunger, sondern auch der Mangel auf allen denkbaren anderen Gebieten - angefangen bei der Seife zur Körperpflege über Wischlappen, Besen und Müllschippen zur Reinigung der Gebäude bis hin zu Gerät und Rohmaterial wie Leim, Farbe und Zement zur Beseitigung alter und neuer Schäden aller Art - machte die Durchsetzung so mancher alter Scharfenberger Prinzipien zunächst durchaus unmöglich. Das früher heiliggehaltene Gebot beispielsweise, keine zusätzlichen Lebensmittel zu halten und überhaupt grundsätzlich das gesamte persönliche Eigentum unverschlossen aufzubewahren, wäre undurchführbar gewesen. Was sollte mit einem des Mundraubs Überführten geschehen, der seinen durch ländliche Beziehungen begünstigten und gut versorgten Mitschüler durch schnellen Griff nach einem Stück Wurst um ein wenig erleichtert hatte? Den Geschädigten zu größerer Solidarität zu ermahnen, fiel mir leichter,

als seinem hungrigen Kumpan eine Moralpauke zu halten. Der Kumpan - der Name sagt es - war nun einmal einer, mit dem man das Brot zu teilen hatte. Selbst der schwarze Markt reichte von Tegel gelegentlich bis in die Scharfenberger Schülerschaft hinein. Bevor ich dahinter kam, daß in dem Umkleideraum der abgeschlossenen Turnhalle - das Turnen war als halb-militärisches Ausbildungsfach strikt verboten - noch Naziliteratur verborgen war, hatten sich einige findige Burschen schon längst mit "Souvenirs" eingedeckt, für die französische Soldaten auf dem schwarzen Markt gute Preise zahlten; Hitlers "Mein Kampf" machte den Renner. Dieses Geheimnis offenbarten mir einstige Schüler erst nach Jahrzehnten; es war mir lieber, erst jetzt davon zu erfahren, obwohl meine damals zusammen mit Erwin Kroll durchgeführte nächtliche Aktion, bei der wir den restlichen Schund in einer zuvor ausgehobenen Grube heimlich beerdigten, jetzt ziemlich lächerlich erschien.

Die Schulfarm zählte damals etwa 80 Schüler, von denen rund ein Drittel aus Mädchen und zwei Drittel aus Jungen bestanden. Die Koedukation bereitete keine besonderen Schwierigkeiten, zumal es nicht an Baracken mangelte, die eine getrennte Unterbringung der Geschlechter ermöglichten. Die Gesamtheit der Schüler gliederte sich in die Gruppen A, B, C und D, die in etwa den Klassen Quarta bis Untersekunda entsprachen, wobei der Krieg und die Kriegsfolgen für beliebiges Durcheinander im Ausbildungsstand gesorgt hatten; die Oberstufe, aus der sich die Gründergeneration des alten Scharfenberg rekrutiert hatte, fehlte also noch total. Dieser unvermeidliche Mangel hatte zur Folge, daß den Schülern so manche Verpflichtung nicht oder nur eingeschränkt zugeordnet werden konnte. Der gesamte Fährdienst beispielsweise wurde von dem dafür angestellten Herrn Neuendorf besorgt. Den Schülerausschuß stellten darum auch nicht einfach Vertreter der Jahrganggruppen A bis D, sondern er wurde durch selbstbestimmte Obleute von den Innungen beschickt, also von den Landwirten, Gärtnern, Schlossern, Tischlern, Schnitzern, Drechslern und Buchbindern. Problematisch war nach wie vor die Lehrersituation. Nicht ohne das Zutun Wilhelm Blumes erfolgte darum mit dem 1.7.1947 die Unterstellung der Schulfarm als eines besonderen Schulversuchs unter das Hauptschulamt, das unter der Leitung von Ernst Wildangel eine ganze Schar alter Reformpädagogen der Weimarer Zeit wie Leo Regener, Jacques Rabau, Gertrud Panzer und andere an sich gezogen hatte. Die besonderen Beziehungen Scharfenbergs zur Humboldtschule unter Wilhelm Richter oder zur Pädagogischen Hoch-

schule unter Wilhelm Blume blieben davon unberührt. Aber die Unterstützung, die ein Hauptschulamt leisten konnte, war in jeder Hinsicht wirkungsvoller als die eines Bezirksamts Reinickendorf mit seinem sehr viel kleineren Einzugsgebiet.

Am 14.8.1947 teilte Rabau im Auftrage des Hauptschulamts der Leitung der Schulfarm lakonisch mit: "Als Stellvertreter für den erkrankten Leiter wird bis auf weiteres Herr Scheel mit sofortiger Wirkung bestimmt." Ich kann nicht sagen, daß ich darob gejubelt hätte. Immerhin gab es auf der Insel gestandene Lehrkräfte, die mir an Erfahrung weit überlegen waren wie Dr. Elisabeth Schnack, eine Englischlehrerin, die seit 1919 im Schuldienst stand, oder auch die viel jüngere Dr. Gertrud Stankiewicz, die Mathematik und Physik unterrichtete und von Blume außerordentlich geschätzt wurde. Keine von beiden hätte zwar die Schulleitung übernehmen wollen, aber das machte meine Aufgabe nicht leichter. Es war mir ein Trost, daß ich mich wenigstens am 15.10.1947 der Pädagogischen Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen unterziehen konnte, nachdem ich zuvor eine schriftliche Arbeit eingereicht hatte. Frau Dr. Panzer stand der Prüfungskommission vor, der Dr. Hildegard Arnold als Leiterin des Fachseminars, Hans Löffler als Gast des Hauptschulamtes und Dr. Wilhelm Richter als Leiter des Ausbildungsseminars und Protokollant angehörten. Ich hatte zwei Probelektionen. Die Auswertung der ersten Lektion über das Fremdwort im Deutschen, von Dr. Panzer als voll gelungen gewertet, gab mir Gelegenheit, mich uneingeschränkt zum Gesamtunterricht zu bekennen. Wilhelm Richter protokollierte: "Er sei also wesentlich anderer Meinung als Stscherbow, dessen Eintreten für das Klassen- und Fächerunterrichtsprinzip Herbarths zwar für Rußland notwendig sein möge, im deutschen Schulwesen aber könnten wir durchaus freie Zusammensetzungen verschiedener Fächer in der Art der Projektmethode uns leisten." Die zweite Lektion über ein Heine-Gedicht wertete ich selbst negativ, weil ich "etwas der Gefahr des Zum-Skelett-Zerredens erlegen sei". Über meine Stellung zur politischen Diskussion in Internaten befragt, erklärte ich laut Protokoll: "Das wichtige sei, daß der Lehrer sich ehrlich verhalte, daß er als ganzer Mensch für seine Überzeugung eintrete und auch für sie werbe, ohne aber den Schülern gegenüber diktatorisch zu verfahren. Er selbst bekannte sich über eine demokratische Anschauung hinaus zu einer sozialistischen." Das Gesamtergebnis, das die 1. Lektion, die schriftliche Arbeit und die mündliche Prüfung mit sehr gut, die 2. Lektion mit gut bewertete, lautete: "Er hat die Prüfung mit Auszeichnung bestanden mit

der Lehrbefähigung für Deutsch, Stufe I, Geschichte, Stufe I, Englisch, Stufe II."

Unter meiner Ägide vermehrte sich die Lehrerschaft um einige Kräfte, die allerdings nicht in jedem Falle das hielten, was sie zunächst versprochen. Das galt vor allem für den Biologen Dr. Herbert Hahn, der anfangs besonders originell zu sein versprach, weil er irgendwann einmal Afrika bereist und so sein zoologisches und botanisches Wissen zumindest teilweise handgreiflich erworben hatte. Er zog mit Frau und Kind gleich in eins der Lehrerhäuser, das er auch afrikanisch ausstaffierte. Aber er war kein Lehrer, der sein Fach zu einem Erlebnis zu machen verstand, obwohl sich die Insel dazu tausendfach anbot. Er dozierte pausenlos und weckte kein Interesse, was ihn jedoch überhaupt nicht irritierte; ihm genügte die Gewißheit, daß der unaufmerksame Schüler sein blaues Wunder bei der Endzensur erleben würde. Sehr viel nützlicher wurde der junge Erwin Bekier, der das Russische perfekt beherrschte, allerdings noch ohne jede Lehrerfahrung war und darum häufig ins Stolpern geriet. Er war sportlich interessiert und sammelte damit insbesondere bei den Jungen Pluspunkte, die ihm auch bei der Vermittlung seines Faches zugute kamen. Später gab er das Lehrerdasein auf, um sich durch zahlreiche Buchreportagen über Land und Leute in der Sowjetunion einen beachtlichen Namen zu machen. Meine wichtigste Erwerbung war Erwin Kroll, der mit seiner Krolline und seinem Sohn Hilmar, der so alt wie Petra war, in die 1933 erbaute Wohnbaracke neben der Gärtnerei zog. Kroll war ein Uraltscharfenberger, der schon in den zwanziger und dreißiger Jahren die Arbeit in den Werkstätten geleitet, sich in der Zwischenzeit zum Ingenieur herangebildet hatte und jetzt wieder seine Hilfe anbot. Er hatte goldene Hände und einen sicheren Blick, wie und wo zugepackt werden mußte, um Schäden zu beheben oder zu vermeiden, Entbehrtes zu substituieren, Neuerungen zu entwickeln. Obwohl er keinerlei pädagogische Ausbildung hatte, besaß er das Zeug dazu, einen wachsenden Stamm engagierter Helfer unter den Schülern an sich zu ziehen. Alle Schlosser-, Tischler-, Schnitzer- und Drechslerarbeiten entstanden unter seinen Augen; Landwirtschaft und Gärtnerei waren ihm ebensowenig fremd. Im Unterricht machte er sich besonders als Konstruktionszeichner nützlich. Blumes Autorität, der schon immer der Idee zuneigte, Schüler mit unterdurchschnittlichen Leistungen im Unterricht zu einer Gruppe zusammenzufassen, die ihren Spitzenunterricht in der Werkstatt oder in den landwirtschaftlichen Fächern erhalten sollte, bewirkte die behördliche

Anerkennung Krolls als Werklehrer. Ein schwerwiegender Mangel blieb das Fehlen eines Zeichenlehrers und Kunsterziehers. Unser alter und unverwüstlicher Erich Scheibner stand zwar auf dem Sprunge, um mit Sack und Pack auf die Insel überzusiedeln; als Lediger aber stellte er die verständliche Bedingung, dann auch in die Gemeinschaftsverpflegung aufgenommen zu werden. Das setzte jedoch für ihn eine volle Planstelle voraus, über die ich nicht verfügte; ich konnte ihn zu meinem großen Leidwesen nur stundenweise beschäftigen. Für uns waren diese Stunden sehr wertvoll, aber ihm halfen sie in seiner Situation nicht weiter, die er freimühtig und exakt auf den Punkt brachte: Entweder volle Anstellung mit Gemeinschaftsverpflegung auf der Insel oder Heirat auf dem Festland. Erich Scheibner heiratete und führte eine glückliche Ehe.

Von einem kompletten Kollegium konnte natürlich noch keine Rede sein. Wir halfen uns auf die unterschiedlichste Weise. Zusätzlich zu dem Gesamtunterricht in allen Stufen übernahm ich auch die Lateiner, was mir mehr Mühe bereitete als gedacht; mein Latein aus der Radvann-Zeit war über 15 Jahre alt und hatte Rost angesetzt. Die Krolline verstand sich hervorragend auf weibliche Handarbeiten und sammelte die Mädchen um sich, die sich allerdings nicht durch die Bank dafür begeisterten, was Krolline als persönlichen Affront empfand und höchst überflüssige Reibereien hervorrief. Der recht selbstbewußten und außerdem auch noch schönen Eva Neidowski wurde ob ihrer Abneigung eine schlimme Zukunft vorausgesagt, in der sie dann allerdings nicht nur vier Kinder aufzog, sondern sich auch als Eva Künne zu einer anerkannten und habilitierten Behinderten-Pädagogin entwickelte. Andere Mädchen - wenn ich mich recht erinnere auch Jutta Ryneck, die später als Jutta Limbach zu einer namhaften Juristin aufstieg - wurden zu so eifrigen Strickerinnen, daß sie vorzugsweise im Biologieunterricht des Dr. Hahn dieser Leidenschaft frönten. Aus dem Protokoll über den Verlauf einer Elternversammlung vom 8.2.1948 geht hervor, daß Blume ein halbes Dutzend Hilfskräfte aus seiner Pädagogischen Hochschule angeboten hatte. So sollten zwei Französischlehrer stundenweise die dafür zusammengestellten beiden Gruppen unterrichten; für Englisch und Latein waren ebenfalls Hilfen vorgesehen. Ob alle diese Angebote realisiert wurden, weiß ich nicht mehr zu sagen - zumal wir damals noch diskutierten, ob eine zweite Fremdsprache angefangen werden sollte, bevor in der ersten Ausreichendes erreicht war. Dagegen vergesse ich nicht meine große Freude, damals endlich durch einen echten Lateiner ersetzt worden zu sein. Ebenso erinnere ich mich an die Ablösung von Gertrud Stankiewicz, die den Unterricht in der Oberstufe

vermißte und allmählich zur Reinickendorfer Bertha-von-Suttner-Schule überwechselte und am Ende auch deren Leitung übernahm. An ihre Stelle trat Ernst Pannewitz, der bereits Anfang der dreißiger Jahre als Referendar auf Scharfenberg tätig gewesen war und nun mit Frau und zwei Kindern ein Lehrerhaus bezog. Allerdings erreichte er als Mathematik- und Physiklehrer unter den Schülern nicht das Ansehen, das seine Vorgängerin genossen hatte. Er beklagte sich über die Schüler und stöhnte über das unzureichende physikalische Instrumentarium, obwohl ihm Erwin Kroll so manches hinzuberte, was mich begeisterte.

Was meinen eigenen Anteil an der Gesamtgestaltung des Unterrichts anging, so betrachtete ich ihn als meine allerwichtigste Aufgabe. Mein Vorbild blieb Blume, für den die Unterrichtsverpflichtung des Lehrers unter gar keinen Umständen irgendwelche Abstriche vertrug - auch keine Krankheit und erst recht kein Ruf oder Besuch einer vorgesetzten Behörde. Er folgte seinem pädagogischen Gewissen bedingungslos, und aus dieser Haltung war im alten Scharfenberg wie selbstverständlich der allgemein anerkannte "Chef" hervorgegangen. Mein Vorteil als Lehrer war die nahezu unbegrenzte Breite meines Fachs, das zwar unter Deutschunterricht lief, aber ein Gesamtunterricht war, der unter sein Dach nicht nur alle kulturkundlichen Fächer, sondern gelegentlich auch einzelne Naturwissenschaften versammeln konnte. Das galt beispielsweise für die Geographie, die wegen der neuen Grenzziehungen vom Alliierten Kontrollrat ebenso wie die Geschichte als Fach noch nicht toleriert wurde. Gesamtunterricht mit Deutsch als Schwerpunkt war jedoch nicht machbar ohne zumindest gelegentliche Einbeziehung der Geographie und schon ganz und gar nicht ohne Geschichte. Die in meinen Papieren noch auffindbaren Notizen zur Vorbereitung meines Unterrichts sind recht umfangreich und dennoch bruchstückhaft; sie stammen ausnahmslos aus dem Jahre 1948 und beziehen sich auf drei Altersklassen, die ich jedoch in meiner Erinnerung nicht mehr scharf voneinander zu trennen vermag. Ganz eindeutig geht aus ihnen hervor, daß ich als Lehrer vollständig mein eigener Herr und durch keinerlei vorgegebene Themen- oder Stundenplanung gebunden war. Ich konnte mich völlig meiner pädagogischen Phantasie hingeben, die allerdings ein sehr konkretes Objekt hatte, nämlich die sehr lebendigen Mädchen und Jungen auf Scharfenberg mit ihren unterschiedlichen Neigungen und auch unterschiedlichen schulischen Voraussetzungen.

So vereinigten sich beispielsweise bei Roman Kintzler im Bereich der Orthographie und der Interpunktion haarsträubende Mängel mit einer

Leidenschaft für Texte, die auswendig zu lernen waren und ihm nicht lang genug sein konnten; aus ihm wurde der Schauspieler Roman Silberstein. Wolfram Krause hatte neben ähnlichen Mängeln als waschechter Berliner auch mit der Phonetik beträchtliche Schwierigkeiten, so mit dem Z als Anlaut, das er als stimmloses S wiedergab, also Ssigarre anstatt Zigarre - Spötter behaupten, daß ein Berliner einzig und allein mit einem Z im Anlaut zurechtkommt, nämlich wenn er Znoking sagt und einen Smoking meint; als Wolfram Krause Jahre später sein Abiturium ablegte, war er unter seinen Altersgenossen der Primus. Orthographische und phonetische Übungen gehörten zum Alltag, aber sie beherrschten ihn ebensowenig wie die Grammatik, die den Schlüssel zum Verständnis der Sprachstruktur liefert, aber sich nicht bis zur Qual verselbständigen durfte, wie es mir selbst einmal bei der Behandlung des Konjunktivs und seiner Arten passierte. Im Zentrum hatte immer das Thema zu stehen, von dem aus die jeweiligen Übungen abgeleitet wurden und zu dem man schleunigst zurückkehrte, wenn sich im Unterricht Überdruß und Langeweile einzunisten drohten.

Nicht sehr originell waren sicher solche Themen wie "Der junge Schiller" oder "Der junge Goethe", aber ergiebig in jeder Hinsicht allemal. Schillers Zeit an der Karlsschule vermittelte uns Walter von Molo in seinem Schiller-Roman, der sich in unserer Bibliothek fand und eine Widmung des Autors an unsere Inselschule trug, zu deren Schülern in den zwanziger Jahren sein Sohn gehörte. Ein solches Geschenk war schon wieder originell und verpflichtete uns gleichsam zur Lektüre. Über Schillers Flucht und ihre Folgen unterrichteten zahlreiche Einzelreferate, die sich auf die Erinnerungen seines Fluchtgefährten Andreas Streicher stützten; und immer wieder kam natürlich Schiller selbst zu Worte, vor allem in Szenen aus seinen Dramen "Die Räuber", "Fiesco" und "Kabale und Liebe". Unsere Beschäftigung gipfelte in der Aneignung des "Liedes an die Freude", das wir nach vielem Üben teils durch Einzelstimmen und teils im Sprechchor den Eltern vorführten. - Für den jungen Goethe bot "Dichtung und Wahrheit" überreiches Material. Nach einem Blick auf das konservative Frankfurt und das moderne Leipzig mit seinen Stützern, denen auch Goethe zugehörte, verharrten wir als einem ersten Höhepunkt in Straßburg, das uns zu zwei großen Extratouren nötigte: Die Begegnung mit Herder und seinen "Stimmen der Völker in Liedern" veranlaßte uns zu intensiver Beschäftigung mit dem Volkslied; das Erlebnis des Straßburger Münsters und Goethes Bekenntnis zur Gotik verführte uns zu gefährlich extensiven Studien der Baukunst. Wir begannen beim römischen Profan-

bau, aus dem sich die ersten christlichen Basiliken herleiteten, verfolgten die Entwicklung der romanischen Baudenkmäler und kamen schließlich doch wieder zurück zur Gotik, die nach einer stilgeschichtlichen Einordnung verlangt hatte, um sie charakterisieren zu können. Von dort war es dann nicht mehr so weit bis zum "Götz", in den wir uns bis ins Detail vertieften, und zum "Werther", den ich in Auszügen vermittelte. An das Ende dieser Entwicklung zum Sturm und Drang stellte ich den "Prometheus", den wir uns Wort für Wort zu eigen machten.

Möglicherweise leitete sich von diesem "Prometheus" ein ganz anderes Thema ab, das Sage, Märchen und Fabel in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit rückte. Es können aber auch die beiden reliefartig gestalteten Medaillons an der einen Giebelwand des Bollehauses mit den Köpfen Schillers und Homers gewesen sein, die zu diesem Thema führten, denn man kam mit Schiller nicht zurecht, ohne die griechische Sagenwelt Homers zu kennen. Ein anderes Gesamtthema trug die schlichte Überschrift "Mexiko"; vielleicht war es Heines "Vitzliputzli", der uns von der Maya-Kultur über Columbus und Cortez zur lateinamerikanischen Gegenwart brachte, oder das von B.Traven in seinem Roman "Der Karren" erzählte Märchen "Wie die Sonne erschaffen wurde", das umgekehrt uns von den heutigen Indios in die Vergangenheit gelangen ließ; vor mir liegt ein achtseitiges Gespräch von zwei Mexikanern mit einem neugierigen Reporter über die Pulque-Gewinnung, das als Sketch bei uns damals entstand und auch aufgeführt wurde. Die Frage "Warum die Menschen verschiedene Sprachen sprechen" gab Raum für weltgeschichtliche Entwicklungen im allgemeinen und die sprachgeschichtliche Herausbildung des Deutschen über das Gotische, Althochdeutsche und Mittelhochdeutsche bis in unsere Zeit im besonderen, wobei wir sie nicht an den Lautverschiebungen festklopften, sondern an den anschaulichen kulturellen Veränderungen. Natürlich wurde in diesem Jahr die hundertjährige Wiederkehr der Revolution von 1848 ebenfalls zu einem Gesamtthema; Ausgangspunkt wurde Heines "Deutschland - ein Wintermärchen", und am Ende stand die Gegenüberstellung der Lyrik des liberalen Ludwig Uhland mit der des revolutionären Georg Herwegh. Sehr umfangreich wuchsen sich unsere Bemühungen um das Thema "Naturalismus" aus, denn wir gingen es sehr breit an, nämlich mit der Lektüre des "Germinal" des Franzosen Zola, der "Stützen der Gesellschaft" des Norwegers Ibsen und der "Macht der Finsternis" des Russen Tolstoi, um dann den deutschen Naturalismus insbesondere an dem Ly-

riker Arno Holz und dem Dramatiker Gerhart Hauptmann festzumachen; dabei gab es Probleme zuhauf: zu Metrik und Reim, zur dramatischen Struktur, zum Gegenstand der Kunst und last not least auch jede Menge Stilübungen.

Das Theaterspielen war eine alte Scharfenberger Tradition, mit der ich aufgewachsen war und die wir fortsetzten. Unter den Schülern hatte ich leidenschaftliche Verbündete; außer dem schon erwähnten Kintzler-Silberstein denke ich an Manfred Günther, an die kaum zu zügelnde temperamentvolle Ruth Schulz, aus der die ausgewiesene Kunsthistorikerin Ruth Strohschein geworden ist, oder an Jürgen Holtz, der heute zu den besten deutschen Schauspielern gehört. Wenn es keine ganzen Stücke sein konnten, dann langten oft einzelne Szenen zu, um über das Spiel wesentliche Aussagen des Stückes zu vertiefen. Wir schrieben auch selbst Stücke wie "Kleider machen Leute!", das als "Spiel in 5 Bildern nach der gleichnamigen Erzählung von Gottfried Keller" auf 16 Bogen schlechten Papiers, einzeilig getippt, heute noch vor mir liegt. Natürlich besuchten wir umgekehrt auch selbst Aufführungen in Berliner Theatern; über einen solchen Besuch im Deutschen Theater und seine pädagogische Nutzenanwendung veröffentlichte ich damals in "die neue schule" (3. Jahr, Nr. 11, S. 351f.) einen kleinen Artikel. Als einen besonderen Erfolg konnte ich unser Treffen auf der Insel mit Ernst Kahler buchen, der mit mir zusammen mehrere Semester Germanistik studiert hatte, um sich dann endgültig der Schauspielerei zuzuwenden, und nunmehr als "Don Gil mit den grünen Hosen" von Tirso de Molina im Theater am Schiffbauerdamm auftrat. Die Gage war noch gering und ein Urlaubszimmerchen auf Scharfenberg mit zwei kahlen Betten für sich und seine Frau - ohne jede Verpflegung, versteht sich - durchaus akzeptabel; als Gegenleistung bot er auf der Kükenwiese den vor ihm im Grase sitzenden Mädchen und Jungen den Vortrag des gesamten "Phantasmus" von Arno Holz, der mir seitdem im Ohr klingt:

"Ihr Dach stieß fast bis an die Sterne,
vom Hof her stampfte die Fabrik,
es war die richtige Mietskaserne
mit Flur- und Leiermannsmusik!

An seiner Kettenkugel schleppe,
wen nie sein Sklaventum verdroß,
doch mich trägt wiehernd durch die Steppe
Arabiens weißgestirntes Roß.
Ein grüner Turban schmückt das Haupt mir,

von Seide knittert mein Gewand,
und jeder Muselmensch hier glaubt mir,
ich wär der Fürst von Samarkand!

Und als der Morgen um die Dächer
sein silbergraues Zwielflicht spann,
da war der arme, bleiche Schächer
ein stummer und ein stiller Mann."

Es waren die eigenen, in diesem Unterricht gewonnenen Erfahrungen, aus denen heraus ich mich in der Zeitschrift "die neue schule" (3. Jahr, Nr. 20, S. 655 f.) zu Wort meldete. Energisch widersprach ich Ernst Hadermann von der Zentralverwaltung für Volksbildung, der die Beendigung der Grundschule durch eine Abschlußprüfung krönen zu müssen meinte. Ich nannte diese Idee schlicht reaktionär, weil sie faktisch an die Standesschule anknüpfte, die durch die Einheitsschule eigentlich endgültig überwunden sein sollte. Eine Schlußnote bedurfte keiner Abschlußprüfung, sondern war aus der Gesamtleistung des Schülers zu ziehen, die jeder Lehrer zu beurteilen in der Lage sein mußte; andernfalls wäre er nicht das in ihn gesteckte Lehrgeld wert. Blume stimmte mir in einem Brief vom 13.11.1948 voll zu, nannte mich seinen "lieben Mitkämpfer" und meinen Artikel "einen forsch und überzeugend formulierten Aufsatz". Allerdings warnte er mich damals schon davor, im Kampf gegen die "Bieridee eines Grundschulabituriums" auf sowjetische Bundesgenossen zu setzen, auch wenn ich mich zu Recht auf Erkenntnisse der sowjetischen Psychologie stützen konnte: "Vorsicht mit der Berufung auf sowj. Ansichten in diesem Punkte. Es ist ja eine fast tragische Antinomie, daß zwischen den von uns von jeher vertretenen sozialpädagogischen Grundansichten und den methodischen Anschauungen der Karlshorster eine Einheit nicht herzustellen ist." Der Hinweis war mir wichtig, aber er entmutigte mich nicht. Ich setzte auf das Hauptschulamt und seinen Leiter Ernst Wildangel, einen Reformpädagogen unter Fritz Karsen in der Weimarer Zeit, und viele seiner Mitarbeiter von der gleichen Couleur. Er hatte im März 1948 zwei Tage auf der Insel verbracht, größtes Interesse an allem und an der Viehwirtschaft im besonderen bekundet; seine zugesagten Hilfeleistungen wurden in einem Protokoll festgehalten. Last not least war ich der Elternschaft durchaus sicher. Hier bestätigte sich die von Blume immer wieder geäußerte Erfahrung: "Wer die Schüler gewinnt, gewinnt die Eltern - und auch die Kollegen."

Ein Kurzprotokoll vom Verlauf der Elternversammlung vom 8.2.1948 sagt aus, daß ich nach der Begrüßung der Anwesenden, darunter auch eines Vertreters des Hauptschulamtes, die Zusammenkunft mit einem Kant-Wort eröffnet und Rechenschaft über unsere innere und äußere Entwicklung seit September 1947 abgelegt hätte. Ich erinnere mich noch heute der absoluten Stille, die eintrat, als ich vom Tode des kleinen Peter Ryneck berichtete. Er hatte zusammen mit Jürgen Zoch an der Nordspitze der Insel das dünne Eis des Sees betreten. Beide brachen ein, der Fährmann eilte mit dem Kahn zu Hilfe, konnte Jürgen Zoch noch herausziehen, aber Peter Ryneck nur tot bergen. Alle Wiederbelebungsversuche, an denen Schüler tatkräftigen Anteil nahmen, blieben vergeblich. Wir hatten den Peter inzwischen zu Grabe getragen. Jürgen Zoch sollte nach der einhelligen Meinung des Lehrerkollegiums wegen Mißachtung des wiederholten Verbots, das Eis zu betreten, die Schulfarm verlassen. Der Schülerschaft hatte ich in dieser Frage keinerlei Meinungsäußerung eingeräumt; der Elternschaft konzidierte ich sie, und sie sprach sich mit überwältigender Mehrheit - ganze drei Stimmen votierten dagegen - für einen Verbleib des Jungen auf der Insel aus. Unterstützung fand sie dabei auch im Hauptschulamt, wo insbesondere Frau Dr. Panzer sich damit befaßt und längere Gespräche mit Jürgen Zoch geführt hatte. Unter diesen Umständen und trotz aller Bedenken entschloß sich eine Mehrheit des Kollegiums zur Wiederaufnahme des Jürgen Zoch, die am 16.2.1948 erfolgte. Auf jener Versammlung wurde übrigens auch ein neuer Elternausschuß gewählt, für den sich acht Kandidaten fanden, von denen die ersten fünf mit den meisten Stimmen den Ausschuß bildeten; die restlichen drei stellten eine Reserve dar, auf die zurückgegriffen werden konnte, wenn aus irgendeinem Grund ein Ausschußmitglied zurücktrat. Herr Friedrich mit den meisten Stimmen, nämlich 58, übernahm den Vorsitz.

Die parteipolitische Zugehörigkeit der Kandidaten spielte bei der Wahl absolut keine Rolle, sondern einzig und allein ihr in den bisherigen Zusammenkünften bewiesenes Engagement für die Schulfarm. Wenn also von den acht Kandidaten - meiner Erinnerung nach - die Hälfte der SED angehörten und davon mit Friedrich an der Spitze drei in den fünfköpfigen Ausschuß gewählt wurden, dann war dies das Ergebnis eines sauberen demokratischen Willensaktes der Elternschaft. Es hat unter meiner Ägide nie gesonderte Zusammenkünfte der SED-Mitglieder unter den Eltern gegeben, um irgendwelche politischen Linien für irgendwelche Aktivitäten im Hinblick auf die Schulfarm festzuklopfen. Es gab auf der

Insel auch keinerlei andere parteipolitische Zusammenschlüsse wie etwa eine Betriebsparteiorganisation; meine eigene Mitgliedschaft in der SED erschöpfte sich in der Beitragszahlung an einen Kassierer aus Tegelort, der mich zu diesem Zweck regelmäßig aufsuchte. Zwang oder auch nur sanfter Druck, mich durch persönliche Anwesenheit am dortigen Parteilernen zu beteiligen, wurde auf mich nie ausgeübt. Ich hatte auf der Insel alle Hände voll zu tun und konnte mir solche zusätzlichen Verpflichtungen nicht leisten, die meiner Arbeit keinen Gewinn brachten. Diese meine Einstellung war jedoch keineswegs als eine prinzipielle Abwehrhaltung oder Kritik gegenüber der politischen Praxis der Partei zu verstehen. Anders dagegen sah ich die Organisationsbestrebungen, die sich unter den Jungen und Mädeln auf der Insel selbst bemerkbar machten. In mir lebte die Erinnerung an das alte Scharfenberg, das politische Interessen nicht nur duldete, sondern weckte und förderte, aber organisatorische Zusammenschlüsse nicht zugelassen hatte, um den Meinungsstreit offen zu halten und ihn nicht zu kanalisieren. Dementsprechend verhielt ich mich beispielsweise gegenüber Anregungen der Tegeler FDJ. Eine Aktennotiz aus dem Scharfenberger Schularchiv vermerkt unter dem 22. 2.1948 den folgenden Vorgang: "Heute kamen zwei Vertreter der FDJ, um mir mitzuteilen, daß einzelne Schüler an sie herangetreten seien, hier auf Scharfenberg eine FDJ-Wohngruppe zu gründen. Der Schulleiter erklärte, daß die Schulfarm eine Schule und keine Wohnstätte sei, daß also höchstens eine Schulgruppe gegründet werden könnte. Die Genehmigung einer solchen muß jedoch von der Schulleitung verweigert werden, da die Alliierte Kommandantur derartige Schulgruppen nicht gestattet habe. Der Schulleiter untersagte die Gründung einer FDJ-Gruppe auf Scharfenberg, gleichgültig unter welchem Namen (Betriebs-, Wohn- oder Schulgruppe) sie laufe." Auf Scharfenberg gab es lediglich eine Interessenvertretung der in Wirtschaft, Küche, Verwaltung und Schule Beschäftigten, die als Betriebsgemeinschaft zusammentreten konnte und so am 10.4.1948 auch einen Betriebsobmann in Gestalt des Fährmanns Neuenfeld wählte; die in dieser Gemeinschaft gewerkschaftlich Organisierten wählten denselben Kandidaten Neuenfeld gleichzeitig zum Betriebsgewerkschaftsobmann.

Dieser Obmann nahm übrigens seine Funktion sehr ernst und stellte schon vier Tage nach seiner Wahl Unredlichkeiten des damaligen Verwaltungsleiters Borchert fest, die er zur Sprache brachte. Borchert hatte sich eine für die Schulfarm bestimmte 150 Liter- Lieferung flüssiger Seife

der Firma Krings in Reinickendorf schlicht und einfach unter den Nagel gerissen. Nun war eine solche Verfehlung in dieser Funktion damals ganz gewiß kein Einzelfall, sondern unter Schwarzmarktbedingungen eher die Regel. Die freche Dreistigkeit, mit der er die Sache anging, andere zu Komplizen machte - den Biologen Dr. Hahn beteiligte er mit 25 Litern - und den unbestechlichen Neuenfeld einzuschüchtern versuchte, blieb dennoch im Hinblick auf die faktisch bestohlenen Schüler nicht mehr tolerabel. Im Einverständnis mit dem Hauptschulamt verzichtete ich auf seine weitere Mitarbeit. Er erhob natürlich Einspruch, mit dem sich das Arbeitsgericht zu beschäftigen hatte; ich meine, mich an eine Befragung erinnern zu können. Bevor es hier jedoch zu einer Entscheidung kam, hatte Borchert schon die Pferde gewechselt.

Im Gefolge des zunehmenden Ost-West-Gegensatzes, an dem zunächst die gemeinsamen alliierten Organe in Berlin zerbrachen, drifteten sukzessive auch die beiden Teile der Stadt auseinander. In den Westsektoren scherte die Unabhängige Gewerkschaftsopposition (UGO) aus dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund Groß-Berlins aus und konstituierte sich als selbständige Westberliner Gewerkschaft. Borchert machte jetzt die UGO zu seinem Vehikel, um seine Entlassung politisch zu motivieren und sich als ein Verfolgter darzustellen. Auf der Insel gesellte sich ihm einzig und allein sein Komplize Hahn zu, der sich nicht entblödete, hinter Hecken und unterm Fenster meine mit Erwin Kroll geführten Gespräche zu belauschen, um Denunzierbares zu ergattern. Mit UGO-Funktionären, die hier eingreifen zu können oder zu müssen meinten, habe ich zwei oder drei Gespräche gehabt, die für sie natürlich wie das Hornberger Schießen ausgingen. Wilhelm Blume, dessen Pädagogische Hochschule von den wachsenden west-östlichen Spannungen natürlich auch nicht unberührt blieb, reagierte auf Hahns Umtriebe ausgesprochen böse; er hatte ihm, den die Biologiestunden auf der Insel nicht auslasten konnten, die Möglichkeit eingeräumt, den Rest als Dozent an der PH abzuleisten. Am 13.11.1948 schrieb er mir: "Bei uns, um auch vom Augenblicklichen zu reden, will die politische Krisis noch nicht zur Ruhe kommen, da unüberlegte Jüngelchen aus der Studentenschaft Tatarennachrichten im Tagesspiegel-schundblatt lanzieren; wie steht es bei Euch mit Ugo- und Bio-Freunden ähnlichen Kalibers? Es wäre übrigens nicht allzu schwer, den Agitator loszuwerden; ich kann ihn entbehren, ja, bin sogar in Etatsschwierigkeiten, brauche Geld für Einzelstunden, und wenn wir ihn ganz dem Schuletat überweisen, taucht die Panzern mit ihren Prüfungs- und Seminarforderungen als unbedingt wirksames Schreckgespenst auf..." Er zeichnete

diesen Brief als "Ihr immer noch mitsorgender, alter, stets viel umkämpfter "Chef" ".

Die politische Krisis kam nicht nur nicht zur Ruhe, sondern steigerte sich in rasantem Tempo bis hin zur Spaltung der Stadt. Wir auf Scharfenberg erlebten diese Entwicklung noch aus relativer Ferne, hielten unseren Unterricht und hatten so unsere eigenen Aufregungen. Am 22. November mußte nachts die Feuerwehr gerufen werden, um einen verletzten Schüler ins Krankenhaus Tegel-Nord zu bringen; er hatte mit zwei anderen am sogenannten Franzosenstrand Überbleibsel eines hier gestarteten Feuerwerks gefunden und damit zu kokeln versucht. Am 24.11.1948 jedoch griff die große Krise unmittelbar auf die Insel über und nahm insbesondere für mich eine bedrohliche Gestalt an. Die französische Besatzungsmacht hatte sich bislang nie um unsere Schulfarm bekümmert; sie schien für reformpädagogische Bestrebungen wenig zugänglich, was angesichts des sehr konservativ ausgerichteten Schulwesens in Frankreich verständlich war. Nun aber tauchten plötzlich unangemeldet zwei Herren der französischen Militärregierung auf der Insel auf. Von mir nach ihrem Begehren befragt, bedeuteten sie mir in wenig freundlicher Weise, sie bei ihrem Inspektionsgang zu begleiten. Probleme, mit denen wir uns herumzuschlagen hatten, interessierten nicht; ihnen ging es ausschließlich darum, Mängel festzustellen - eine zerbrochene Fensterscheibe da, ein unzureichend gereinigter Flur dort und dergleichen mehr. Dieser unfreundliche Besuch endete abrupt in dem Moment, als er unter den Privatbüchern der Schülerin Sonja Lippert ein Schulbuch für Geographie aus dem Jahre 1936 fand und beschlagnahmen konnte. Mir war selbstverständlich bewußt, daß ich als Schulleiter letztlich dafür die Verantwortung zu tragen hatte und im schlimmsten Falle sogar wegen Verstoßes gegen das Verbot nazistischer Literatur mit einer Freiheitsstrafe rechnen konnte. Beide Herren legten beim Abschied entschiedenen Wert darauf, daß ich dessen auch wirklich eingedenk war.

Es gab keinen Zweifel; die von Borchert und Hahn initiierte und von der UGO aufgegriffene Rufmordkampagne lief jetzt auf einer Ebene, auf der an dem gesetzten Ziel, mich als Schulleiter zu beseitigen, nun nicht mehr zu rütteln war. Ich informierte das Hauptschulamt wie Blume von dem Vorfall, die beide für mich höchstens Sprungtücher bereitstellen konnten. Blume bangte darüber hinaus natürlich auch und vor allem um sein Scharfenberg. Er nahm darum seinerseits Verbindungen zur französischen Militärregierung auf, was dazu beigetragen haben mag, mich vor dem

Ärgsten zu bewahren. Er bestätigte die feindselige Haltung der beiden Kulturoffiziere mir gegenüber und war bemüht, den Franzosen das Wesen der Schulfarm durch eine Denkschrift näherzubringen; sie findet sich im Scharfenberger Schularchiv und erstaunte, weil sie ohne jedes Echo blieb. Nach wie vor nämlich zeigte sich die Militäradministration an reformpädagogischen Fragen total uninteressiert, und ihre beiden Inspizienten hatten bei ihrem Besuch einzig und allein mich im Visier. Diese winzige Maßnahme ordnete sich in den großen Trend ein, der Ende November/Anfang Dezember zur Spaltung Berlins führte. Obwohl meine Ablösung also eine beschlossene Sache war, beteiligte ich mich dennoch aktiv an der Suche nach dem geeignetsten Nachfolger, die Blume betrieb; eine Haltung nach dem Motto *après moi le déluge* gegenüber unserer Schulfarm wäre mir unmöglich gewesen. Unsere Wahl fiel auf Dr. Wolfgang Pewesin, einen Uraltscharfenberger, den ich noch als Schüler erlebt hatte und dem ich an der Berliner Universität wiederbegegnete, als ich das Studium begann und er noch mit seiner Promotionsschrift beschäftigt war. Er arbeitete jetzt als Dozent an der PH Blumes und brachte als Germanist und Historiker die günstigste Fachkombination für meine Nachfolge mit. Wir haben bei Blume in Frohnau freundschaftlich zusammengesessen, und ohne auch nur die Spur von Animosität habe ich ihn an meinen Scharfenberger Erfahrungen teilnehmen lassen.

Das war die eine Seite; auf der anderen Seite war ich jedoch zu keiner Zeit bereit, es meinen Verfolgern leicht zu machen und ihnen durch feige Flucht einfach das Feld zu überlassen. Was mich in dieser Haltung ganz wesentlich bestärkte, war die im Laufe des Januar immer deutlicher zutage tretende Absicht, meinen Hinauswurf mit der gleichzeitigen Aussonderung einer größeren Schülerzahl zu verbinden, um den beabsichtigten politischen Kehraus so gründlich wie möglich zu gestalten. Dieses Geschäft oblag nunmehr dem Schulrat Weiß vom Bezirksschulamts Reinickendorf; die französische Militäradministration trat nicht mehr in Erscheinung. Mit dem Schulrat Weiß hatte ich auf der Insel zwei, drei Begegnungen. Einmal deutete er mir an, daß ein Parteiaustritt bzw. -wechsel von mir eine völlig neue Situation schaffen könnte; ich empfand solche Zumutung als schamlos und sagte es ihm auch. Die Idee, sich von einem Teil der Schüler zu trennen, weil sie den vorgesehenen neuen Aufgaben nicht gerecht würden, war eine Farce, denn diese Aufgaben waren ebenso nebulös wie die Auswahlkriterien. Ich protestierte energisch dagegen und nannte solche Aussonderung - und das auch noch mitten im Schuljahr! -

verantwortungslos. Eine Mitwirkung an einem solchen Vorhaben lehnte ich strikt ab.

Das vom Bezirksschulamt Reinickendorf erarbeitete Drehbuch für den großen Kehraus war so elend, daß sich nahezu zwangsläufig ein Sturm zunächst der Schüler und dann der Eltern erhob. Ohne mein Wissen und Zutun erschien am 30. Januar ein für Schüler und Eltern bestimmtes hektographiertes Flugblatt, das an die Amtsenthebungen nach 1933 und an den Scharfenberger Hanno Günther erinnerte, der wegen seiner Gesinnung 1936 von der Insel flog und Jahre später von den Nazis ermordet wurde; das Blatt endete mit den Worten: "Wir fragen Euch! Sollen wir unseren "Vati" verlieren, nur weil er eine Meinung hat, die mißfällt? Sollen wir zum Spielball einer leider vorhandenen West- Ost- Auseinandersetzung werden? Sollen wir und die gesamte deutsche Jugend unter der von ihr nicht verschuldeten Situation leiden? Auf alle diese Fragen antworten wir: NEIN und nochmals NEIN!"

Außerdem hängten die Schüler eine handschriftliche Aufforderung an die Eltern aus, sich mit ihrem Anliegen zu solidarisieren: "Liebe Eltern! Wir Scharfenberger Schüler und Schülerinnen bitten, Euch für das Verbleiben Herrn Scheels als Schulleiter unserer Insel einzusetzen. Helft uns mit den Euch zur Verfügung stehenden Kräften, unseren Wunsch bei den maßgeblichen Stellen durchzusetzen. Wir sprechen Herrn Scheel als Inselleiter unser vollstes Vertrauen aus:" Es folgen hier die eigenhändigen Unterschriften sämtlicher zu dieser Zeit auf der Insel anwesenden Mädels und Jungen, also insgesamt 81 Namen.

Am selben 30. Januar beschloß der gewählte Elternausschuß, zum 13. Februar eine allgemeine Elternversammlung einzuberufen. In Reinickendorf wurde man nervös. Der Leiter der Abteilung Volksbildung in Westberlin, Stadtrat May, ließ jetzt durch ein Rundschreiben alle Eltern wenigstens soviel wissen, daß die Schulfarm "vom 1. März ab unter neuer Leitung anders geartete, zeitgemäße Aufgaben" übernehme. "Weder für das Lehrerkollegium noch für die Schüler der Schulfarm ist daher eine Fortführung der Ausbildung nach dem 1. März in bisheriger Weise möglich." Am 3. Februar machten Oberschulrat Rabau vom Hauptschulamt und Schulrat Weiß vom Bezirksamt Nägele mit Köpfen, indem sie eine Liste von 32 Jungen und Mädels festschrieben, die die Insel zu verlassen hätten. Der einzige, der sich über die Leistungsstärken dieser Schüler verbindlich hätte äußern können, nämlich der alte Schulleiter, war nicht dabei; an

seine Stelle trat sein präsumtiver Nachfolger als Beobachter. Am 13. Februar fand die Elternversammlung statt. Ich leitete sie und begrüßte Wolfgang Pewesin als Beauftragten des Westberliner Hauptschulamts. Ihm hatte man die undankbare Aufgabe zugeschoben, den May-Brief - so gut es eben ging - zu erläutern. Die Vorstellungen von den neuen Aufgaben, die natürlich noch sehr allgemein blieben, nahm man ohne Diskussion hin. Da ich ja noch sehr gegenwärtig war, versuchte er mein Ausscheiden nicht als einen eigenen Wunsch zu deklarieren - diese Legende baute er erst sehr viel später auf -, sondern betonte unser altes freundschaftliches Verhältnis, das uns miteinander verband, um so den Übergang von mir zu ihm zu glätten. Als er aber dann auf die Entlassung von Schülern kam, brach der Sturm los. Auf der Stelle beschloß die Elternschaft die Bildung einer Deputation, die unter der Devise "Kein Lehrer und kein Schüler verläßt die Insel" am 16. 2. 1949 beim Bezirksschulamt vorstellig wurde.

Diese Aktion der Eltern, denen sich der Schülerausschuß angeschlossen hatte, scheiterte an eiligst vollendeten Tatsachen und an der Rigorosität, mit der man all und jeden Widerspruch abwürgte. Am 14. Februar erhielt ich ein Schreiben des Stadtrats Walter May vom 11. 2. 1949, das von anders gearteten, zeitgemäßerer Aufgaben auf der Grundlage des Berliner Einheitsschulgesetzes ab 1. März sprach. Meine Mitarbeit dabei wäre angesichts meiner dem Bezirksschulamt gegenüber geäußerten Erklärung - die ohne jede Kennzeichnung blieb und sich einzig auf meine strikte Ablehnung des geplanten Schülerhinauswurfs beziehen konnte - "nicht angängig. Wir entbinden Sie also vom 16. 2. 1949 ab von der Leitung der Schulfarm Scharfenberg und überweisen sie zur weiteren Dienstleistung in den Ostsektor von Berlin. Die Wahl des Bezirks überlassen wir Ihnen. May." Ich war beileibe kein Einzelfall. Der ungleich bedeutendere Paul Oestreich, Begründer des Bundes Entschiedener Schulreformer schon 1919 und seit 1945 Hauptschulrat im Westberliner Bezirk Zehlendorf, bekam am 8.1.1949 im Prinzip dieselbe Order von May, der seinen einstigen Mitstreiter dabei jedoch noch "mit dem Ausdruck aufrichtiger Wertschätzung" bedachte. Dazu langte es bei mir nicht, aber immerhin war Schulrat Weiß so offen, am Telefon auf meinen förmlichen Protest die Formulierung meiner Versetzung "Jacke wie Hose" zu nennen: "Wir brauchen einander nichts vorzumachen - es ist eine politische Entscheidung." Ich war ein echter Westberliner mit Wohnsitz in Neukölln und Arbeit in Reinickendorf, über den behördlich verfügt wurde, im Ostsektor zu sehen, wo ich bliebe. Wilhelm Blume, der damals

unmittelbar vor seinem 60. Geburtstag stand, reagierte auf die allgemeine vertrackte Situation auf seine Weise. Vor der überfüllten Aula der PH in der Schönfließer Straße erklärte er den Studenten, daß sie selbst entscheiden müßten, ob sie hier weiterstudieren oder zur West-PH nach Lankwitz wechseln wollten. Er könne sich „zweierlei Lehrerbildung in einer Stadt“ nicht denken und wolle deshalb nicht mehr mitmachen. Er ging in die Rente. Mich grüßte er am 7. 2.1949, dem Vortage seines Geburtstages, "in der unerschütterlichen Gewißheit, wenigstens die Insel auf einigermaßen neutral-menschl. Linie halten zu wollen (nicht können?), und der noch unerschütterlicheren, daß wir alten Scharfenberger trotz Spaltung innerlich nie auseinanderkommen können, Ihr alter Blume."

Natürlich griff auch die Presse den Fall Scharfenberg auf, wobei selbstverständlich die Ostgazetten den Westen und die Westgazetten den Osten attackierten. Was den Wahrheitsgehalt der dabei mitgeteilten Informationen angeht, so stand ihm der "Tagesspiegel" (Nr. 1027, 5.Jg., 3. 3.1949) eindeutig am fernsten. Seine Stories, wonach Scharfenberg "drei Jahre als kommunistisches Versuchsobjekt gedient" hätte, wo "Schüler nicht mehr nach Fähigkeiten und Begabung, sondern nach ihrer oder der Eltern politischer Haltung ausgesiebt" worden wären und "die sowjetdeutsche FDJ ... eine 'Pioniergruppe'" gebildet und „Schulungsabende“ veranstaltet hätte, stellten die Spitze aller Verleumdungen dar. Gewiß hatte es Pewesin zunächst sehr schwer, doch das war nicht meine Schuld, sondern die des unfähigen Schulamts, das die Heranwachsenden wie dumme Jungen behandelte und zu allem Überfluß Ende Januar noch eine Erzieherin auf die Insel schickte, die sich als Vertreterin des kommenden Scharfenberg fühlte und schon jetzt das Unterste zuoberst kehren wollte. Ich zügelte sie nach Möglichkeit, warnte auch Pewesin vor ihr, aber habe seltsamerweise nicht die Spur einer Erinnerung an sie, weder an ihren Namen noch an ihr Aussehen und ihre Wesensart. Am 15. 2. 1949 traf Pewesin mit Frau und Kind auf der Insel ein, während ich abzog. Zu der von ihm am folgenden Tage anberaumten Versammlung erschienen die Schüler nicht, sondern begannen einen Proteststreik, der keinen geregelten Unterricht möglich machte, so daß auf Pewesins Antrag der Stadtschulrat May die Schulfarm am 19. Februar schließen mußte, um sie mit deutlich verringerter Schülerzahl am 1. März wieder zu eröffnen. Ich habe von diesen Dingen erst im Nachhinein erfahren und war einigermaßen erstaunt über die traurige Figur, die Pewesin dabei abgab. Die Eigenliebe des Pädagogen sollte nicht so weit gehen, daß ein Vergreifen im Ton, das in

erregten Situationen Jugendlichen leicht unterläuft, nur Unmut und moralische Entrüstung erzeugt. Man hätte umgekehrt den Schülern nicht nur die moralische Berechtigung konzedieren, sondern auch eine gebührende Hochachtung für ihre Einsatzfreude und ihren Mut erkennen lassen können - kurzum, man hätte sie ernst nehmen müssen. Noch 45 Jahre danach weiß der damals sechzehnjährige Schüler und heute zu den besten Schauspielern zählende Jürgen Holtz der "Berliner Zeitung" (Nr. 121 vom 26. 5. 1994) über seine Zeit auf der Insel-Schule zu berichten: "Ein Reformprojekt mit kommunistischem Direktor. Nach der Währungsspaltung 1948 wird der Schulleiter wegen seiner Gesinnung gefeuert, die Schüler streiken, bis die Polizei aufzieht. Da entschließt sich Jürgen Holtz 'rüber' zu gehen, in den Osten."

Seit Wochen schon in der Gewißheit lebend, als Schulleiter über kurz oder lang abgesägt zu werden, tat sich mir im Januar 1949 eine verlockende künftige Tätigkeit auf, die meinen pädagogischen Horizont beträchtlich zu erweitern versprach. Nach meinem Hinauswurf im Februar hatte ich das neue Terrain gerade betreten und erste orientierende Schritte getan, als mich meine Vergangenheit doch wieder einholte. Ohne mein Zutun und Wissen hatten die Elternausschußmitglieder, die am 16. Februar in Reinickendorf bei Wilhelm Weiß auf taube Ohren gestoßen waren, sich nunmehr an Ernst Wildangel gewandt, der kurz entschlossen zum 26. Februar eine Versammlung Scharfenberger Eltern in sein Hauptschulamt am Werderschen Markt einberufen hatte, auf der die Einrichtung einer neuen Schulfarm Scharfenberg beschlossen wurde. In der Schorfheide, wo einst der "Reichsjägermeister" Hermann Göring seinem obersten Forstbeamten samt Gefolge in Groß-Dölln ein dreistöckiges geräumiges Haus hingesetzt hatte, sollte die Schulfarm mit den von der Insel verjagten 31 Mädchen und Jungen ihre erste Heimstätte finden. Um der Kontinuität willen hielten es Eltern und Schulamt für angezeigt, daß ich - obwohl bereits anderweitig gebunden - wenigstens beim Stapellauf des Schiffes dabei sein sollte. Am 5. 3.1949 fanden sich alle Interessierten in Groß-Dölln ein. Nach Ernst Wildangel und Paul Oestreich nahm ich das Wort, dem Unternehmen allzeit gute Fahrt wünschend. Ich blieb ein, zwei Wochen dort, um bei den notwendigen Vorbereitungen noch mithelfen zu können. Doch dann rief mich meine neue Aufgabe nach Berlin zurück.

Merkwürdigerweise waren Angst und Verstörtheit für Pewesin noch lange unguete Begleiter seiner Tätigkeit als neugebackener Schulleiter auf der Insel geblieben. Am 22. 5.1949 sandte er mir beispielsweise einen Brief,

in dem er mir zu meinem neuen Amt gratulierte, sein Interesse bekundete und einen Besuch in Aussicht stellte. "Ich hoffe, die Zeit, da dies möglich sein wird, ist nicht mehr allzu fern." Daran schlossen sich folgende erfreuliche Mitteilungen an: "Hier in Scharfenberg taucht die Tendenz auf, allmählich wieder in Verbindung mit Groß-Dölln zu kommen. Ich selber bin der Meinung, daß es wünschenswert wäre, wenn einmal die beiden Berliner Waldschulen in freundschaftliche Beziehung und guten Wetteifer zueinander stünden (z.B. auf dem Fußballplatz usw.) ... Es ist die Frage an mich herangetreten, ob nicht jetzt schon größere Gruppen Groß-Döllner hier ihre alten Kameraden besuchen könnten." Was im Brief darauf folgte, war eine angstschlotternde Ablehnung mit Rücksicht auf "wichtige Stellen der pol. Öffentlichkeit", von denen "mit einer Unterbindung jedes Verkehrs grundsätzlich auf lange hinaus zu rechnen" wäre. Und im übrigen dachte er ebenfalls, "daß beide Schulen im Augenblick noch so tief erst in ihrer Konsolidierung stecken und daß die Zeit eines immerhin nicht ganz harmlosen Gegeneinanders noch nicht lange genug vorbei ist für solche Dinge". Kurz und gut, es ging ihm trotz immer wieder beteuertem Herzenswunsch nicht um Begegnung, sondern um Abgrenzung. Am Ende wollte er mich dafür sogar einspannen: "Vielleicht wäre es gut, wenn Du von Dir aus den vormals Deinen in Groß-Dölln in diesem Sinne einen Rat geben könntest." Ob ich Pewesin damals geantwortet habe, weiß ich nicht mehr. In jedem Falle habe ich in dem von ihm gewünschten Sinne nicht einen Finger gerührt.

Ein gutes Jahr später begegnete ich dieser Angst und Verstörtheit meines alten Schulkumpels sogar in noch gesteigertem Maße. Im Sommer 1950 besuchte ich, von meinem Freunde und Mitstreiter Erwin Kroll herzlich empfangen, allein die Insel und klopfte bei dieser Gelegenheit auch bei den Pewesins an. In größter Erregung erschien er in der Tür, mied jede Form der Begrüßung und forderte mich auf, die Insel auf schnellstem Wege zu verlassen. Ich versprach ihm, diesem seinem Gebot ganz gewiß nicht zu folgen, es sei denn, er ließe Gewalt aufbieten - und kehrte ihm den Rücken. Am 7. 8.1950 meldete sich Blume: "Mon cher! Via Kroll hörte ich gestern von Ihrem peinlichen, diplomatisch so unklugen und menschlich unverständlichen Rencontre auf unserer Insel. Es wäre schmerzlich, wenn Sie mich damit identifizierten; deshalb teile ich Ihnen einige Tatsachen mit: 1. Ich war anno 50 ein Mal auf der Insel u. zwar zur Einweihung des Bienenhauses als eines Gemeinschaftswerks der 9. Schuljahre, die ich auf die Insel verpflanzt habe. 2. Dr. Frühbrodt u. der

Berufsschullehrer Lengsfeld, der seinem Hochschullehrer aus Begeisterung auf die Insel gefolgt war, verlassen sie, nachdem ihm monatelange Opposition gegen ein Trifeminat nichts gefruchtet hat; es fehlt an menschlicher Harmonie u. alle gleichmäßig umfassender Atmosphäre. 3. Verschiedene Aussprachen mit W. Pewesin u. den Schulräten Reinikendorfs hatten kein weiteres Ergebnis, als daß ich mir eine Gallenkolik zugezogen habe;... Ich habe also, trotzdem ich alles andere als einen Abklatsch von einst verlange, mit meinen Nachfolgern kein Glück, auch in der Schönfließer nicht. 4. Vor einigen Monaten schon schloß ich ein sachlich wichtiges Promemoria an Pewesin (Aufgaben im 9. Schuljahr und Versuche auf dem Gebiet der musischen Erziehung) mit den resignierenden Worten: 'Es scheint nicht gut, wenn man sich zu lange überlebt.' Nichtsdestotrotz: Alle guten Geister! Ihr W.Bl."

Diese letzte von Blume geprägte Devise - mir vertraut aus ältesten Scharfenberger Zeiten - gebot, trotz mißlicher Lage auch der verständlichsten Resignation nie und nimmer nachzugeben, sondern immer Hand anzulegen und den Karren wieder in Gang zu setzen. So hat er es immer gehalten, und so habe ich es gehalten.